

Wie geht es unserem Wald?

oder:

Die Waldwirtschaft zwischen Natur und Kultur, zwischen Schutz- und Nutzfunktion

Festvortrag im Rahmen des Neujahrsempfangs der Freien Wähler Ostfildern

am 12.02.2023

von Prof. Dr. Dr. h.c. Bastian Kaiser

- es gilt das gesprochene Wort -

Sehr geehrte Frau Raisch,
meine sehr geehrten Damen und Herren,
liebe Festversammlung,

ich danke Ihnen herzlich für Ihre Einladung und die besondere Ehre, heute die Festrede zu Ihrem Neujahrsempfang halten zu dürfen. Ich denke, es ist auch am 12. Januar noch „zulässig“, Ihnen allen ein gutes, gesundes und frohes neues Jahr 2023 zu wünschen.

Dieser Wunsch, den ich gerne noch um den Wunsch nach Frieden ergänzen möchte, passt gut zum Titel meines Vortrags – schließlich hat mir Frau Raisch nicht weniger vorgegeben als Sie doch bitte über den Zustand der Wälder zu informieren und darüber, was zu tun ist, um sie zu schützen.

Um es vorwegzunehmen und kurz zu machen: Auch den Wäldern sollten wir alles Gute wünschen und vor allem gute Besserung – den Wäldern hier bei uns, denen in der Ukraine und allen Wäldern weltweit! Allerdings nicht nur, weil es ihnen nicht so gut geht, sondern – nicht ganz uneigennützig -, weil wir sie dringender brauchen als je zuvor.

Vorwegnehmen möchte ich auch, dass es an uns allen liegen wird, ob die Wälder auch in Zukunft das leisten können, was wir von ihnen erwarten – und mit „uns“ meine ich uns alle hier im Saal, aber auch alle Waldbesitzerinnen und Waldbesitzer sowie alle Forstleute. Denn wir alle müssen aktiv mitmachen und mithelfen, damit dies gelingen kann. Wenn wir das verinnerlichen, bin ich zuversichtlich. Tun wir dagegen nichts, wird es zwar auch weiterhin Wälder geben – ob und wie sie uns aber nützen und helfen können, ist dann sehr fraglich.

Zu meiner heutigen Aufgabe

Meinen Vortrag habe ich mit dem Titel „Wie geht es unserem Wald?“ überschrieben und ihm den Untertitel „Die Waldwirtschaft zwischen Natur und Kultur, zwischen Schutz- und Nutzfunktion“ gegeben. Es wird in meinem Beitrag also um den Wald gehen – das ist wenig überraschend – und es geht darum, dass und warum wir den Wald und seine Angebote zum Wohle der Menschen hier vor Ort, der Menschheit insgesamt sowie für die Menschen von heute und im Interesse unserer Kinder, Enkel und Urenkel erhalten können und nutzen sollten. Ich denke unseren Wald also mit den Menschen und ausdrücklich auch für deren Bedürfnisse. Wir haben hier bei uns keine Urwälder mehr, sondern seit vielen Jahrhunderten Kulturwälder, die seit mehr als 300 Jahren planmäßig bewirtschaftet werden. Nicht obwohl das so ist, sondern gerade deshalb sind die Wälder heute so wertvoll wie sie von uns allen wahrgenommen werden.

Etwas überraschender dürfte für Sie angesichts des Vortragstitels vielleicht sein, dass ich Ihnen hier heute keine Bilanz der jährlichen Waldschadensinventur präsentiere, dass ich Ihnen nicht davon berichte, wie erschreckend schnell sich unser „Brotbaum“ – die Fichte – wegen des dynamischen Klimawandels aus unseren Breiten verabschiedet, dass ich nicht mit Ihnen in die Debatte eintreten möchte, ob die Douglasie tatsächlich eine fremdländische Baumart und deshalb „mit Vorsicht zu genießen“ ist.

Ich möchte stattdessen versuchen, die Bedeutung und die Zukunft des Waldes in einen größeren Zusammenhang zu stellen. Mir ist durchaus bewusst, dass ich mich damit auf ein schwieriges Terrain begeben:

So wie es während einer Fußballweltmeisterschaft rd. 60 Mio. Bundestrainer in Deutschland gibt, so gibt es immer rd. 80 Mio. Waldexpertinnen und –experten in unserem Land.

Das meine ich durchaus nicht polemisch, sondern erkenne ausdrücklich an, dass das in gewisser Weise auch so ist – immerhin sind wir ein im Wald lebendes Volk. Viele von uns – viele von Ihnen haben deshalb einen persönlichen Bezug zum Wald. Vieles an ihm ist uns verständlich und zugleich irgendwie selbstverständlich.

Genau hier liegt aber auch ein Problem: Über Dinge, die uns selbstverständlich sind, denken wir nicht mehr (genug) nach, machen deshalb Fehler, die eben keine „Denkfehler“ sind, sondern „Nicht-Denk-Fehler“, bemerken das selbst gar nicht und bringen diese nicht-bedachten Fehler dann in private Gespräche und in die öffentliche Debatte ein.

Machen wir dazu zwei kleine Proben (zum Mitmachen):

1. Schließen Sie bitte die Augen, ich sage Ihnen einen Begriff und Sie merken sich, was Sie in diesem Moment vor Ihrem geistigen Auge gesehen haben – was Sie also mit diesem Begriff assoziieren. Der Begriff lautet „Förster“.

Ich behaupte zu wissen, was die allermeisten von Ihnen in diesem Moment „gesehen“ haben: grün, Hut, Dackel, Flinte, Kniebundhose, (Geländewagen), Mann.

2. Machen wir noch die zweite eine Probe: Schließen Sie bitte noch einmal die Augen und sagen Sie mir oder den Gästen, die Ihnen nahestehen, die Lösung folgender Aufgabe:

Was gibt 100 – 1?

Richtig – das ergibt 99!

Vermutlich sind Sie jetzt schon etwas vorsichtiger geworden. Viele von Ihnen haben für diese Rechnung ungewöhnlich lange nachgedacht. Weil Sie – im für mich besten Falle - Zweifel an sich selbst und ihren eigenen mathematischen Fähigkeiten hatten – jedenfalls so spät am Tag. Immerhin ist es schon nach 19 Uhr. Vermutlich aber, weil Sie mir gegenüber – obwohl mich hier die wenigsten persönlich kennen – schon nach wenigen Minuten einen gewissen Argwohn hegen. Damit muss ich nicht nur leben, ich begrüße es sogar. Sie werden später verstehen, warum.

3. Zuvor möchte ich aber noch eine kleine, ebenso einfache Rechenaufgabe nachschieben: Wir haben uns eben darauf verständigt, dass $100 - 1 = 99$ ergibt. Dann können Sie jetzt auch folgende Frage leicht beantworten: Was gibt $44 + 45$? Vermutlich ergibt das bei einigen von Ihnen auch 99...

Dieses kleine Beispiel zeigt, wie verführbar wir sind, wenn wir uns in einer Sache zu sicher fühlen. Dann nämlich werden wir unvorsichtig, bequem und unpräzise.

Das kennt man. Das weiß man. Das hinterfragt man nicht.

Ein Baum ist ein Baum. Ein Wald ist ein Wald. Ein Förster ist ein Förster.

Grün, Hut. Dackel, Kniebundhose, Flinte, Geländewagen, Mann!

Begriffs(be)deutung

Genau diese Beobachtung kann man auch hinsichtlich der Verwendung sehr populärer Begriffe machen. Populär sind Begriffe dann, wenn wir sie oft hören – durchaus in verschiedenen Zusammenhängen -, sie selbst häufig benutzen und sie sich scheinbar mühelos in eine Bedeutungslücke unserer Sätze und Gedanken einfügen. So als würden sie zufällig genau in diese Lücken passen.

Das stellt man insbesondere für solche Begriffe fest, mit deren genauen Definition wir uns schwertun, also - mit anderen Worten - paradoxerweise für Begriffe, deren genaue Bedeutung uns unklar ist.

Was ist zum Beispiel Glück? Was ist Frieden?

Wann können wir von Gesundheit sprechen?

Da hilft es mitunter, wenn wir uns den Inhalten solcher Begriffe über ihr Gegenteil nähern. Sie kennen das – und gerade in diesen Wochen und Tagen können wir uns das immer aus gegebenem Anlass – an folgenden Beispielen ganz bewusst machen:

Frieden ist die Abwesenheit von Krieg!

Gesund ist man, wenn man nicht krank ist!

Fußnote: Erlauben Sie mir die Anmerkung, dass zwar das Krankenhaus „Krankenhaus“ heißt und die Krankenschwester „Krankenschwester“ und die Krankenkasse „Krankenkasse“, der Gesundheitsminister aber „Gesundheitsminister“...

Zu unseren Erwartungen

Das waren bis jetzt notwendige Vorüberlegungen zur späteren Beantwortung der Frage im Titel meines Vortrags „Wie geht es unserem Wald?“. Um diese Frage nämlich beantworten zu können, brauchen wir ein möglichst einheitliches Verständnis davon, wie es dem Wald gehen sollte. Und dafür müssen wir uns zumindest auf gemeinsame Oberziele für die Waldwirtschaft verständigen. Denn, ob es jemandem gutgeht, kann man nicht abstrakt beantworten, sondern immer nur in einem definierten Kontext und in Bezug auf angestrebte Ziele.

Ein Beispiel: Vier Flaschen im Weinkeller sind relativ wenig. Vier Flaschen im Vorstand sind relativ viel.

Wenn ich Sie jetzt noch einmal bitten darf, die Augen zu schließen und sich drei Begriffe oder Zielvorgaben zu überlegen, die Ihrer Meinung nach zwingend mitgedacht werden müssen, wenn man an den Wald denkt und sich überlegt, wie er sein und welche Leistungen er erzielen sollte.

Dann wäre bei den meisten von Ihnen mit hoher Wahrscheinlichkeit der Begriff „Nachhaltigkeit“ dabei und ich bin sicher, wir könnten uns sehr schnell miteinander darauf verständigen, dass unsere Wälder möglichst nachhaltig sein sollten. Einverstanden?

Anmerkung: Nachhaltig kann die Bewirtschaftung, die Nutzung oder der Umgang mit den Wäldern sein, nicht aber der Wald selbst. Das ist jedoch eine häufige sprachliche Unschärfe.

Alles ist relativ

Um die Frage beantworten zu können, wie es dem Wald geht, müssen wir uns zunächst überlegen, was wir von ihm erwarten. Das ist wie mit den vier Flaschen – es kommt immer auf den Kontext an. Ich übertreibe ganz bewusst und provozierend, wenn ich behaupte, dass es für so manchen Vogelschützer gar nicht genug Totholz geben kann und die Sägewerksbesitzer kein Interesse mehr an Stammholz haben, das dicker ist als 50 Zentimeter und länger als fünf Meter. Würden Sie dann aber sagen, dass es unseren Wäldern (noch) gutgeht?

Jede und jeder von Ihnen, die gerade eben an Nachhaltigkeit gedacht haben, waren sich dabei ziemlich sicher, dass sie wissen, was darunter zu verstehen ist, denn Sie selbst haben ja auch eine durchaus bestimmte Vorstellung davon. Dieses Begriffsverständnis der Nachhaltigkeit beinhaltet für die meisten Menschen in Deutschland Attribute wie Naturschutz, Verantwortung, die Interessen zukünftiger Generationen und den Artenschutz oder die Biodiversität.

Trotz dieser Gemeinsamkeiten unterscheiden sich Ihre Begriffsvorstellungen jedoch vermutlich ganz erheblich voneinander. Während der eine dabei eher an tropische Regenwälder denkt, denkt die andere vor allem an die immer seltener werdenden Orchideen hierzulande. Wir sollten also nicht von einer einheitlichen Begriffsvorstellung ausgehen, sondern immer ins Kalkül ziehen, dass jede und jeder von uns (s)eine eigene Vorstellung davon hat, was Nachhaltigkeit eigentlich bedeutet – und damit auch eine eigene Vorstellung davon, was und wie ein nachhaltig bewirtschafteter Wald zu sein hat.

Vom Ursprung der Nachhaltigkeit

Das war nicht immer so, denn zum einen wurde der Begriff früher viel seltener benutzt und befand sich nur für sehr wenige Menschen in ihrem aktiven Wortschatz, weshalb man ihn eben nicht in vielen verschiedenen Kontexten zu hören bekam. Und zum anderen kam er aus einer (wissenschaftlichen) Fachdisziplin, in der er – wie das in der Wissenschaft üblich ist - ziemlich exakt definiert war.

Diese Fachdisziplin war die Forstwissenschaft des 18. Jahrhunderts hier bei uns in Deutschland. Sie unterschied sich von den Methoden der Waldbewirtschaftung in anderen Teilen Europas – insbesondere Osteuropas und Skandinaviens – und auch von der Waldnutzung in früheren Zeiten vor allem dadurch, dass man es hier schon zu dieser Zeit vermied, große Kahlschläge zu machen. Dass wiederum hatte mit der zunehmenden Bevölkerungsdichte in den vielen Kleinstaaten zu tun, die vom späten Mittelalter bis Anfang des 19. Jahrhunderts die Landkarte prägten. Und in Europa war es die Zeit der beginnenden Industrialisierung, der Aufklärung, aber auch der vielen Kriege. Anders als frühe Wirtschaftsformen erforderte es die nun aufkommende industrialisierte Wirtschaft, dass die Arbeiter sesshaft wurden, weil die industrielle Infrastruktur nicht mehr so mobil war wie die der Landwirtschaft oder des umherziehenden handwerklichen Gewerbes. Die Intensivierung der Flächennutzung, die steigende Bevölkerungsdichte und die beginnende Industrialisierung erzwangen eine für Deutschland bis heute typische enge Gemeinschaft zwischen Wald und Mensch.

Es ist deshalb wenig überraschend, dass sich die verantwortlichen Personen sehr grundsätzliche Überlegungen dazu machen mussten, wie sie die Versorgung der Bevölkerung und der wachsenden Industrie mit forst- und landwirtschaftlichen Erzeugnissen sicherstellen können, ohne alle paar Jahre weiterziehen und neue Flächen bestellen zu müssen.

Ein Ergebnis solcher Überlegungen war die erste nachgewiesene Verwendung und schriftliche „Definition“ des Begriffs der Nachhaltigkeit durch Hannß Carl von Carlowitz (1646-1714) im Jahre 1713. Heute würde man ihn wohl als den verantwortlichen Holzlogistiker des damaligen Berg- und Hüttenwesens in Sachsen bezeichnen. Ihm ging es um die Sicherstellung der zukünftigen Holznutzung aus den Wäldern. Seine Überlegungen waren nicht etwa von einem Naturschutzgedanken getragen, sondern von der Sorge, dass der Rohstoff für die Industrie seiner adligen Herrschaften knapp werden könnte.

Er hat den Begriff in seinem Buch 1713 zum ersten Mal schriftlich in dem Sinne verwendet, in dem er bis heute verstanden wird: man soll nicht mehr nutzen, als nachwachsen kann. Der Begriff und seine Bedeutung feierten also 2013 ihren 300. Geburtstag. Nicht aber die Idee oder das Prinzip. Die finden sich schon in der Bibel (Genesis) und lassen sich aus noch älteren Zeugnissen alter indigener Hochkulturen in Lateinamerika ableiten.

Von Carlowitz war Forstmann in Diensten des sächsischen Bergbaus. Also nicht einer staatlichen Forstverwaltung. Er war kein erklärter Naturbewahrer oder romantischer Naturwissenschaftler. Er war insofern ein Diener des „Immer mehr, immer schneller, immer weiter, immer größer“, dem wirtschaftlichen Wachstum und der industriellen Holznutzung verpflichtet – schließlich war er seinem Arbeitgeber, dem Kurfürsten Friedrich August I. („der Starke“, 1670-1733) dafür verantwortlich, den immensen Holzbedarf der sich rasant entwickelnden Glashüttenindustrie zu befriedigen.

So gesehen kommt der Begriff also tatsächlich aus der Forstwirtschaft, auch wenn die Idee und das Prinzip, die er beschreibt, viel älter sind. Eine solche Entwicklung eines Begriffs und seiner Bedeutung - aus der Fachsprache einer Wissenschaftsdisziplin heraus in den allgemeinen Sprachgebrauch hinein - kommt relativ oft vor und führt dann häufig zu einer Individualisierung des Begriffsverständnisses.

Das Problem mit dem Plastikwort

Der Freiburger Sprachwissenschaftler Uwe Pörksen (Vater von Bernhard Pörksen) hat bis zu einer Emeritierung jährlich die „Liste der wichtigsten Plastikwörter“ herausgegeben, in die er eben genau solche Begriffe aufgenommen hat, denen das widerfahren ist. Beispiele dafür sind die Begriffe „Quantensprung“, „Krise“, „Stress“, „Bio-Ökonomie“ oder – einer meiner Favoriten - „sozioökonomisch“.

Fußnote: Können Sie sich eine Ökonomie vorstellen, die keine Bedeutung für die Gesellschaft und die Menschen hat? Sozioökonomie ist für mich in etwa wie „weißer Schimmel“ oder „unwahre Fake-News“.

Der Begriff „Nachhaltigkeit“ war fast immer unter den Top-Ten der Plastikwörter von Pörksen. Wenn man bedenkt, wo einem dieser Begriff inzwischen überall begegnet, in welchen Zusammenhängen und Verwendungen, dann kann das auch nicht überraschen.

In der Weinkarte eines Tübinger Restaurants habe ich einen Rotwein entdeckt, der von einer leichten, aber nachhaltigen Brombeernote im Abgang geprägt sei. Ein ehemaliger Bundes-Verteidigungsminister (Franz Josef Jung) sprach in einem Interview von der nachhaltigen Zerstörung am Hindukusch und ein baden-württembergischer Umweltminister (Franz Untersteller) betonte wiederholt, die Nachhaltigkeit sei einer der Leitgedanken für den Nationalpark Schwarzwald und das dortige Leitbild „Natur Natur sein lassen!“.

Ein unbestreitbarer gemeinsamer Vorteil solcher Plastikwörter ist aber ihre Zustimmung erhaschende und Solidarität hervorrufende Wirkung in Reden und Festbeiträgen – also auch in meinem heutigen Beitrag zu diesem Neujahrsempfang. Setze ich nämlich solche Begriffe gezielt in meiner Rede ein, dann kann ich mir der Zustimmung fast aller Zuhörerinnen und Zuhörer sicher sein. Als Beispiel formuliere ich Ihnen folgenden (sehr professoralen) Satz:

„Um der Klimakrise wirksam begegnen zu können, müssen wir uns alle der Nachhaltigkeit als Grundlage einer zukünftig von der Bioökonomie geprägten Wirtschaft besinnen.“

So ein Satz erzeugt als äußeres Zeichen bei vielen Zuhörenden zumindest ein zustimmendes Nicken. Er wirkt zugleich beruhigend – sozusagen nach innen – auf die Adressatinnen und Adressaten, denn da scheint ja einer genau zu wissen, wovon er spricht und er benutzt dazu auch noch eine (mir) bekannte Terminologie. Außerdem erschwert ein solcher Satz jeden Widerspruch, weil er so lose im Kontext schwimmt wie ein unvertäutes Ruderboot. Beide - der Satz und das Ruderboot - treiben ziellos vor sich hin. Sie haben keine feste Position. Man kann sich an ihnen zwar festhalten, aber nicht davon abstoßen. Denn spätestens dann geben sie nach. Deshalb sind Plastikwörter längst ein sehr beliebtes, oft angewandtes und erfolgreiches Stilmittel der Rhetorik. Und das wiederum beschleunigt ihren Sinnverlust zusätzlich.

Der Wald heute

Wir sind also gut beraten, immer dann besonders gut nachzudenken, wenn wir meinen etwas verstanden zu haben. Das gilt auch für unsere Wälder und deren Dynamik.

Betrachten wir nun also die aktuellen Rahmenbedingungen der Waldwirtschaft:

So gut wie nie hatte der Wald so viel Öffentlichkeit wie zurzeit – sieht man vielleicht von der Diskussion um das „Waldsterben“ in den 80er Jahren einmal ab. Gründe für diese große Aufmerksamkeit sind zum Beispiel:

1. Der Wald ist Leidtragender des Klimawandels und zugleich eines der ganz wenigen Mittel, die wir selbst beeinflussen und sogar vermehren können, um eben diesem Klimawandel etwas entgegenzusetzen. Andere Medien, die Kohlenstoff binden können, können wir nicht vermehren - die Meere gar nicht und die Moore so gut wie nicht.
2. In den beiden Corona-Jahren haben die Menschen hierzulande Ihren Wald für sich, für ihre Freizeitaktivitäten und für ihre Erholung wiederentdeckt. Wobei jede und jede zunächst an seine Freizeit denkt oder an ihre persönliche Erholung – und viele Bürgerinnen und Bürger offenbar glauben, der Wald sei ein Allgemeingut und ein gemeinsames Eigentum aller. Insofern ist schon das Possessivpronomen im Titel meines Vortrags kritisch zu hinterfragen – „Wie geht es unserem Wald?“. Ist es tatsächlich „unser“ Wald?
3. Einige wenige sog. „Experten“, angebliche und ehemalige Förster sowie erfolgreiche Medienunternehmer und Buchautoren kritisieren die Waldwirtschaft, verklären die Wälder als zu schützende Natur und die Bäume als menschenähnliche Wesen mit Empfindungen und Fähigkeiten, die ich so manchem von uns Menschen wünschen würde.
4. Diese „Experten“ – und zahlreiche Bürgerinitiativen – empfehlen in Büchern, Politmagazinen, auf Demonstrationen, in Fernsehtalkshows und leider auch in politisch motivierten, angeblich wissenschaftlichen Gutachten, die Wälder sich selbst zu überlassen und ihr Holz nicht zu nutzen. Sie könnten sich am besten selbst helfen, wieder erstarben, sich auf den Klimawandel einstellen und würden so auch die beste Klimawirkung entfalten.
5. Durch die lange Zeit niedrigen Zinsen am Geldmarkt wurde ein Bauboom angestoßen, von dem auch das Bauen mit Holz – und damit die Sägewirtschaft und das Holzhandwerk in unserm Land profitieren konnten. Das löste eine hohe Nachfrage nach Rund- und Schnittholz aus. Zeitweise wurde es sogar knapp.
6. Und nun hat Putins völkerrechtswidriger Angriffskrieg auf die Ukraine und auf die Grundwerte unserer Demokratien dazu geführt, dass die Politik für das Gelingen der Energiewende, neben dem Strommarkt und der Mobilität, endlich auch den Wärmemarkt in den Blick nimmt.

Auch viele Hausbesitzerinnen und –besitzer denken spätestens jetzt über Alternativen zum Öl und zum Gas für die eigene Heizung nach und kommen fast zwangsläufig auf die energetische Nutzung von Holz, denn auch der Strom für die vielen Wärmepumpen (in schlecht isolierten Häusern...) muss ja irgendwo herkommen.

Das Schlachthausparadoxon

Soviel zu den aktuellen Rahmenbedingungen. Schauen wir jetzt in die Wälder und in unsere Beziehung zu den Wäldern hinein:

Der Versuchung, Ihnen während meines Vortrags auf einer großen Leinwand eine Bilder-Präsentation zu zeigen, habe ich widerstanden. Damit hätte ich Frau Raisch nur unnötige Mühe gemacht und es ist auch völlig unnötig: Sie haben die Bilder ja im Kopf.

Machen wir die Probe: Wenn Sie jetzt die Augen für einen kurzen Moment schließen und an den Wald denken, was sehen Sie dann? Ich vermute schöne Waldbilder:

Sonnendurchflutete Bestände – überwiegend aus Laubbäumen – in saftigem ersten
Frühjahrsgrün.

Das ist ein häufig nachgewiesenes, deshalb aber nicht weniger erstaunliches Phänomen: wir leben im Industrieland Deutschland fast überall von Kulturwäldern umgeben, sehen und nutzen jeden Tag Produkte des Waldes (die nicht vom Himmel gefallen sind, sondern der Motorsäge „zum Opfer“) und denken bei Wäldern doch nicht zuerst an deren Nutzung. Den Transfer vom Baum zum Stamm und dann zum Holz schaffen wir allenfalls rational, nicht aber emotional – nicht spontan.

So wie wir verdrängen, dass der Strom nicht (zuerst) aus der Steckdose, sondern zum Beispiel aus Kraftwerken kommt und manche gerne Fleisch essen, aber nichts vom Schlachthof wissen wollen (sog. Schlachthausparadoxon), so ignorieren wir, dass die Holzprodukte unseres (täglichen) Lebens aus den Wäldern kommen – gerade so, als sei es uns schon gedanklich unangenehm, den Wald zu nutzen.

Wasch mir den Pelz, aber mach mich nicht nass! - Versorge mich mit Holz, aber lass die
Bäume stehen...

Erst im 19. Jahrhundert wurden hierzulande die allgemeinen Frondienste und auch die Jagdfond abgeschafft. Die Zubilligung sog. „Gerechtigkeiten“ – also das Recht den Wald für ihre Zwecke, insbesondere für die Brennholzgewinnung nutzen zu dürfen – mussten sich Ihre Vorfahren hart erarbeiten. Wir vergessen dabei oft, dass man das Brennholz damals nicht nur zum Heizen brauchte, sondern auch zum Garen der Mahlzeiten, zum Kochen des Wassers oder für die in vielen Handwerksberufen wichtige Hitze über dem Feuer. Denken Sie z.B. an den Schmid oder an das Backhaus.

Der Wald war die Basis und das Rückgrat für die Entwicklung einer zuvor leibeigenen, unterdrückten Bevölkerung hin zu einer selbstbestimmten demokratisch organisierten Bürgerschaft. Er war das Bindemittel zwischen den Interessen Einzelner – vor allem der Brennholznutzung – und den Bedürfnissen der Gemeinschaft. Die Wälder hatten deshalb immer eine materielle – eine wirtschaftliche Bedeutung und zugleich auch eine soziale Wirkung. Beide Ebenen hatten immer mit der Nutzung des Holzes zu tun. Damit also, dass wir uns das Rohholz (Rundholz) zunutze, daraus in Sägewerken Schnittholz gemacht und dann wichtige und nützliche Dinge (Produkte) aus Holz geschaffen haben.

Deutschland und die Deutschen – eine Holzkultur

Dennoch: Hören die Leute den Begriff „Holz“, denken die meisten zunächst an Bäume, an liegendes Rundholz auf Langholzpoltern am Wegesrand, an schön gestapeltes Brennholz auf Wiesen und Hauswänden oder auch mal an das Ofen- und Kaminholz in der eigenen Garage.

Wer denkt bei einem ersten, spontanen Holzgedanken schon an Papier, an die Dokumente unseres Lebensweges – von der Geburtsurkunde bis zur Sterbeurkunde -, an Rechnungen, Plakate, an die tägliche Zeitung, an Verpackungen, Eierkartons oder an Zigarrenkistchen, an Euro-Paletten oder Papierwindeln, an die Bänke und Stühle unserer Schulzeit, an Buntstifte, die Holzseisenbahn und die Puppenstube, an Großmutterns Kaffeemühle, ein Eis am Stiel, die Mundspatel der Hausärztin, an die Drachen unserer Kindheit, an Pfeil und Bogen, den Schaft eines Gewehres, an die historischen Masken der Fastnacht, die Korksohlen von Plateauschuhen, an Besen, Rechen, Leiter, Zollstock und Hammer, an Opas Spazierstock und seine Pfeife, die klappernden Mühlräder am rauschenden Bach, an die Werkbank in Vaters Keller, an das Innenleben unserer Polsterstühle, die Eckbank in der Küche oder den Esstisch, den Kleiderschrank, das Bett und die Gartenliege, an die Sauna, den Dachstuhl, die Fensterrahmen, an den Carport, das Fachwerk alter Häuser, die Brücke über den nahegelegenen Bach, den Fußboden im Wohnzimmer, das Rednerpult in der örtlichen Mehrzweckhalle, das Kirchengestühl und die Orgel, die Blockflöten unserer Kinder und den Kontrabass im Sinfonieorchester, die Bretter der Theaterbühnen (die angeblich die Welt bedeuten), an die Gehäuse der Radio- und Fernsehgeräte unserer Eltern, an die Telegraphenmasten, die einst Telefonverbindungen und Strom ins Haus brachten, an das Innenraumdekor von Luxusautos, an die Segelschiffe, mit denen Christoph Kolumbus (1451-1506), Americo Vespucci (1454-1512) und andere die Welt „entdeckten“ und an die Einbäume, die sie dort zum ersten Mal gesehen haben, an die Flugapparate von Leonardo da Vinci (1452-1519), die von Otto Lilienthal (1848-1896) und anderer Erfinderinnen, an Flugzeugpropeller und Schiffsschrauben, an Kutschräder, Weinfässer oder an Friedhofskreuze und Särge?

Holz ist einer der ältesten und zugleich einer der modernsten Roh-, Energie- und Baustoffe.

„Von der Wiege bis zur Bahre, von der Geburtsurkunde bis zum Testament.“

Was die Wälder leisten

Holz – und damit der Wald begleiten uns durch unser Leben. Aller moderner Bau- und Werkstoffe zum Trotz. So gesehen leben wir nach wie vor in einem „Holzzeitalter“. Allerdings gibt es eine Lücke zwischen dieser Erkenntnis und dem Wissen um die Bedeutung des Holzes für unser Leben einerseits und unserem Bewusstsein für Holz andererseits:

Unsere Wälder und ihr Holz, ihr Potential als „Wärmelieferant“, ihre Bedeutung als Erosions- und Lärmschutz, als CO₂-Senke, Sauerstoffproduzent, als Wasserfilter und Erholungsraum sind uns bekannt, aber nicht bewusst. Dafür gibt es vor allem einen ganz wichtigen Grund: Weil wir sie jeden Tag sehen, durch sie hindurch fahren, in ihnen spazieren gehen, sie relativ gefahrlos betreten können und dürfen, weil sie bis an unsere Häuser, Dörfer und Städte heranreichen, wir als Kinder in ihnen spielen und uns als Erwachsene in ihnen ausruhen dürfen, sind uns unsere Wälder ein ganzes Leben lang selbstverständliche Begleiter. Sie sind uns vermutlich zu selbstverständlich.

Anmerkung: Die Selbstverständlichkeit ist ein „naher Verwandter“ der Gewohnheit und häufig ein Hindernis für eine angemessen wertschätzende Wahrnehmung.

Wenn etwas oder jemand immer da ist, entsteht unterbewusst der Eindruck, dass dies eine Gesetzmäßigkeit sei – dass es eben so sein müsse. Wir wissen um die Präsenz, machen sie uns aber nicht hinreichend bewusst.

Diese Lücke (Gap) zwischen Wissen und Wahrnehmen wäre, bezogen auf die Forstwirtschaft und unser Verhältnis zum Wald, so lange kein Problem, wie unser romantisch verklärtes Waldbild, unser Bild vom „Kniebundhosen-Förster“ und von der „klappernden Mühle am rauschenden Bach“ davon gänzlich unbeeindruckt bleiben könnte. Mit anderen Worten: Wenn die Bürgerinnen und Bürger in ihrer Naivität ungestört bleiben könnten.

Das geht aber nicht! Es geht schon deshalb nicht, weil wir trotz unserer hohen Bevölkerungsdichte auf rund einem Drittel der Landfläche Wald haben – rd. 11 Mio. Hektar insgesamt – und deshalb fast auf Schritt und Tritt über Wälder „stolpern“. Das ist im wahrsten Wortsinne „eine Menge Holz“: Wenn wir etwas vereinfachend davon ausgehen, dass auf jedem dieser Hektare jedes Jahr etwa 10m³ hinzuwachsen, dann bedeutet das eine Holzvorratszunahme von rd. 110 Mio. m³ pro Jahr, sofern wir nichts davon nutzen würden.

Dummerweise können wir in der Forstwirtschaft unserem „Maschinenraum Wald“ aber nicht einfach abschalten. Selbst wenn wir ihn „stilllegen“ und nicht mehr planmäßig nutzen, wird er mit ungefähr derselben Dynamik ungebremst weiter Holz produzieren. So zum Beispiel auch im „Nationalpark Schwarzwald“. Mit anderen Worten: Der Wald produziert unabhängig vom Eigentümerwillen und der jeweiligen Marktlage munter weiter.

(„Wie gut hat es die Forstpartie: Der Wald, der wächst auch ohne sie!“)

Wälder arbeiten gegen den Klimawandel

Das ist aber nicht das einzige Problem der ungebremsten Produktion: Bäume, meine Damen und Herren, wachsen nicht in den Himmel. Das ist nicht nur so eine Redensart, sondern eine naheliegende, über Jahrhunderte gesicherte, durchaus banale Erkenntnis.

Was aber tun sie dann? Sie sterben ab, fallen um, modern, verfaulen und werden zu nährstoffreichen Waldbodenschichten. Dabei handelt es sich um einen langsamen Verbrennungsprozess, der CO₂ freisetzt – und es handelt sich, sofern wir von einzelnen abgestorbenen Bäumen reden, um kleinflächige „Katastrophen“.

Weil aber unsere Wälder schon seit mehreren Jahrhunderten keine ungenutzten Urwälder mit vielen ungleichaltrigen, unterschiedlichen Bäumen und Baumarten auf engstem Raum mehr sind, sondern planmäßig angelegte Kulturwälder, werden diese auch gemeinsam altern und ungefähr zur selben Zeit absterben. Das bedeutet, dass wir in der ersten Generation nach einem Kulturwald mit großflächigen „Katastrophen“ rechnen müssen, wenn wir die Wälder sich selbst überlassen. Die Natur hält das aus und wird sich über viele Jahre – vermutlich über vier bis fünf Jahrhunderte - eine neue Zukunft als eine Art Naturwald entwickeln. Diese Wälder werden nicht nur anders aussehen, sie würden uns auch weniger nützen. Die Frage ist also vielmehr, ob wir Menschen das aushalten (wollen).

Die Wälder sind weit mehr als Bauholz- und Brennholzproduktionskammern. Sie bieten eine ganze Reihe weiterer Leistungen und Wirkungen an, die uns und für uns mindestens ebenso wichtig sind wie das Holz – und leider mindestens ebenso selbstverständlich.

Den Wert dieser Leistungen wirklich zu messen oder ihn zumindest gut zu schätzen, ist sehr schwierig. Daran haben sich schon ganze Generationen von Forstwissenschaftlern die Zähne ausgebissen. Unstrittig ist aber, dass diese Leistungen von der Art der Waldbewirtschaftung abhängen. Wenn wir auf Kahlschläge verzichten, wird der dauerhafte Wald auch nach einer Holzerntemaßnahme immer noch genügend Bäume haben, um z.B. die Winderosion zu bremsen, einen positiven Einfluss auf den Boden- und Grundwasserhaushalt zu haben, als Lärmschutz zu dienen und für die geplagten Städter ein attraktives Naherholungsgebiet zu sein.

Mit modernen Bewertungsmethoden wird versucht, solche Leistungen des Waldes auch monetär zu bewerten und diese Werte in die öffentliche Debatte einspeisen. Manchmal geht man dabei auch den Weg, statt den positiven Wert der Waldleistung den Verlust zu bewerten, der sich einstellen würde, wenn es die Wälder nicht mehr gäbe. Wir bewerten also den schlechtesten denkbaren Fall (worst case), dass die lieb gewonnenen, selbstverständlichen Gewohnheiten gestört und z. B. der Wald vernichtet würde. Der berühmte „Stern-Review“ von 2007 ist so ein Ansatz und rechnete vor, wie teuer es uns zu stehen käme, wenn es uns nicht gelänge, die Treibhausgas-Emission zu reduzieren und den Klimawandel zu begrenzen. Das zeigte eine erstaunliche gesellschaftspolitische Wirkung, die bis zum Klimagipfel im November 2015 in Paris vorhielt und dafür sorgte, dass der Wald als weltweit wichtige Möglichkeit erkannt wurde, um den Klimawandel zu bremsen. Fast kann man daraus ableiten, dass es sich bei der Umweltpolitik umgekehrt verhält wie im Marketing:

Während das Marketing angeblich die Kunst ist, auf den Kopf der Menschen zu zielen und die Brieftasche zu treffen, muss man für die Umweltpolitik offenbar auf die Brieftasche zielen, um den Kopf zu treffen.

Es handelt sich bei diesen Rechnungen um theoretische Wertfeststellungen, nicht um erreichbare Marktpreise. In solchen Rechnungen sind unsere sentimentale Zuneigung und Wertschätzung gegenüber dem Wald, unsere Erinnerungen an die Märchen, Gedichte und Lieder, an die Baumhäuser unserer Kindheit, an die Kletterbäume am Waldrand, an unsere in die Rinde alter Buchen und Linden geschnitzten Liebesbotschaften und die Bretter unserer ersten Seifenkisten noch nicht einmal berücksichtigt. Sie würden die Ergebnisse der Waldbewertung ins Unermessliche steigern. Erst sie würden die Wälder als das darstellen, was sie wirklich sind: nämlich für jede und jeden von uns unbezahlbar!

Und selbst Verbrennen ist sinnvoll

Und nun – in diesen Wochen der Energiekrise - erkennen auch viele Menschen, die schon lange nicht mehr oder noch nie in ihrem Leben mit Holz geheizt haben, dass auch die energetische Nutzung des Holzes von großem Wert ist. Ich spiele dabei nicht auf die aktuell hohen Preise für das Brennholz aus dem Wald an, nicht auf die dramatisch gestiegenen Preise für Waldhackschnitzel und auch nicht darauf, dass mir letzte Woche ein Sägewerksbesitzer

berichtet hat, dass er für das Sägemehl kürzlich mehr Geld bekommen hat, als er für das Rundholz bezahlt habe.

Nein, ich denke an die bedeutende Rolle der Wälder als gespeicherte Sonnenenergie: Ohne die energetische Nutzung des Holzes kann die Energiewende nicht gelingen. Sie steuert im Wärmemarkt immer noch über 50 Prozent dessen bei, was wir aus regenerativen Energien abdecken können. Und durch Putins Angriffskrieg wird dieser Anteil sehr schnell und deutlich steigen: Viele Hausbesitzerinnen und Hausbesitzer überlegen derzeit nämlich, was sie statt ihrer alten Öl- oder Gasheizung im Haus installieren sollen. Zahlreiche große Energieversorger sind bereits dabei, in ihren Kohlekraftwerken auch oder ausschließlich Holz-Hackschnitzel zu verfeuern und so manche Gemeinde trägt sich mit dem Gedanken, sich mit einem Nahwärmenetz und einer Hackschnitzelheizanlage von den Ölscheichs und den Putins dieser Welt unabhängig zu machen.

Wer heutzutage ernsthaft davon abrät, das Holz unsere Wälder in einer verantwortlichen Weise zu nutzen, der oder die verkennt auch, dass unser Wald nur dann zusätzlichen Kohlenstoff speichern kann, wenn wir ihn ab und zu von der Last des im Holz gespeicherten Kohlenstoff „befreien“, das Holz nutzen und möglichst sinnvoll außerhalb des Waldes verwenden. In Form von Holzhäusern, von Möbeln, von Buntstiften, Blockföten, Flugzeugpropellern und... und...und – Sie wissen schon. Nur so entsteht in unserem Kohlestoffspeicher Wald wieder Platz für die Speicherung zusätzlichen Kohlenstoffs, der damit der Atmosphäre entzogen wird und es entsteht außerhalb des Waldes ein externer Kohlenstoffspeicher, den ein ungenutzter Urwald oder Naturwald eben nicht hat.

Und auch das Brennholz ist ein wichtiger Beitrag zu unseren Bemühungen den Klimawandel zu bremsen: Zwar setzt das Holzfeuer Kohlendioxid frei, aber es verhindert die weit größeren Schademissionen anderer fossiler Brennstoffe wie Öl und Gas. Zusammen mit der Verhinderung anderer Baustoffe wie Beton, Gips und Stahl ist diese Verhinderung schädlicherer Alternativen – die sog. Substitutionswirkung der Wälder aus stofflicher und thermischer Holznutzung - ungefähr noch einmal so groß wie die Kohlenstoffbindung im Wald selbst. Mit anderen Worten: wir verdoppeln die Klimawirkung unserer Wälder indem – und nur indem wir sie verantwortlich nutzen. Sie nicht zu nutzen ist keine Alternative.

Fazit

Unsere Wälder leiden unter dem Klimawandel. Sie sind dafür noch nicht gut (genug) aufgestellt. Warten wir nur ab, was geschieht, wird der Wald zwar nicht verschwinden, aber es wird zu großflächigen Katastrophen kommen – im Wald und auch außerhalb der Wälder. Sie würden über Jahrzehnte hinweg kein Holz mehr liefern, um andere Baustoffe und Energieträger ersetzen zu können und würden lange Zeit auch viel weniger CO₂ speichern. Sie würden also vom Hoffnungsträger gegen den Klimawandel zu seinem ersten und größten Opfer.

Deshalb müssen wir etwas tun. Wir müssen die Wälder aktiv verändern, denn „unter dem Kirschbaum findet man keine Äpfel“ und die Wälder können sich allenfalls auf das heutige Klima einzustellen versuchen – vom Klima in 30 oder 50 Jahren haben sie noch weniger Ahnung als wir.

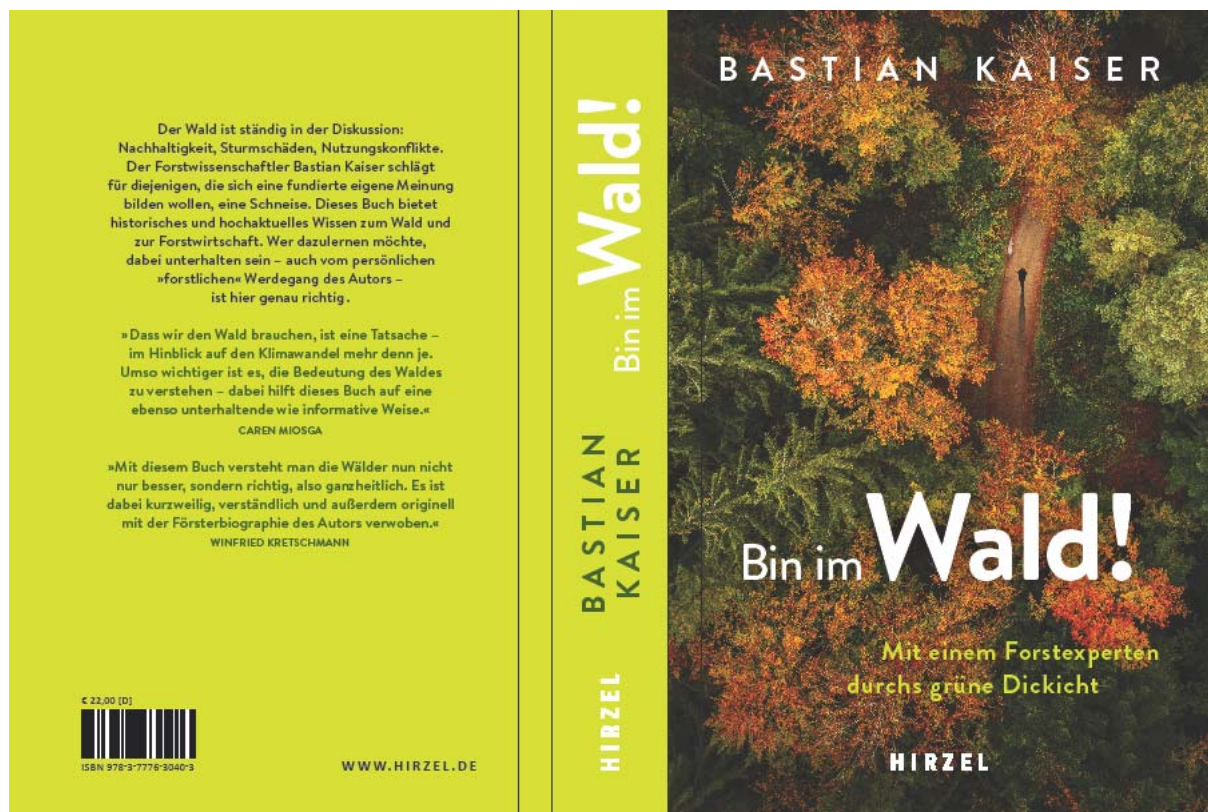
Das Beste was wir für unsere Wälder tun können ist deshalb, sie verantwortlich und sachkundig zu bewirtschaften, ihr Holz sinnvoll und angemessen zu nutzen, ihnen bei ihren Klimaanpassungen aktiv unter die Äste zu greifen und sie uns täglich als das bewusst zu machen, was sie sind:

Kein Glücksfall, sondern das Zwischenergebnis einer langen Tradition, engagierter und verantwortlicher Arbeit derer, die für sie die Verantwortung tragen. Den Forstleuten und den Waldbesitzenden. Deren Leistung sollten wir anerkennen.

Aber bitte mischen Sie sich ein in die Debatte über die Ziele der Waldwirtschaft und unsere gesellschaftlichen Erwartungen an den Wald. Denn ob es dem Wald gutgeht, hängt auch immer davon ab, was wir wollen, vom Wald erwarten und selbst bereit sind, dafür zu tun.

Wie schon Erich Kästner treffend formuliert hat: „Es gibt nichts Gutes. Außer man tut es!“

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!



Kontakt zum Autor:

Prof. Dr. Bastian Kaiser

Email: bkaiser@hs-rottenburg.de